Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.
Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pfg.
Anzeigenpreis: Die achtgespaltene Kleinzeile 30 Pfg.

Herausgegeben von den Lodzer Deutschen.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lodz, Evangelickastr. 5 Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.
Geschäftsstelle: Buchhandlung J. Winkopf, Petrikauerstraße Nr. 152, daselbst Zeitungsausgabe.
Anzeigenannahme: Evangelickastr. 5 und Petrikauerstr. 152

Nr. 14. Sonntag, den 26. September 1915. 1. Jahrgang.

Vom schöpferischen Lodzer Deutschtum.

Nur diejenigen, die die Wahrheit gern im Helldunkel sehen, streiten heute den deutschen Charakter der Stadt Lodz ab. Tatsächlich ist nahezu alles, was Lodz seine Größe gab, von Deutschen ins Leben gerufen worden. Nur wer sich die Mühe macht, mit unbefangenem Sinn das Werden der Stadt, von ihren Anfängen als Weberkolonie bis zur europäischen Großstadt, zu verfolgen, wird zum rechten Gesichtspunkt für die Beurteilung des Charakters der Stadt gelangen. — Die ersten Webstühle, und damit auch die Anfänge der Lodzer Industrie, wurden 1821 von Deutschen aufgestellt, — die erste städtische Volksschule ist 1831 von Deutschen eingerichtet worden; Feuerwehr, Wohltätigkeitsverein, Gasanstalt und alle anderen, dem Gemeinwohl dienenden Einrichtungen und Anstalten verdanken ihr Dasein der deutschen Tatkraft. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galt Lodz bereits als zweite Stadt Polens.

Bei einer Feierlichkeit anläßlich der Eröffnung der Lodzer Fabrikbahn am 19. November 1865 hielt der aus Warschau gekommene Kaiserliche Statthalter Graf Berg eine Ansprache, in der er ausführte: „Die Stadt Lodz bildet eine interessante Erscheinung im polnischen Lande. Sie verdankt ihren Wohlstand der deutschen Industrie, dem Unternehmungsgeist der Deutschen und dem deutschen Fleiße. Nächst Warschau ist Lodz die volkreichste Stadt des Königreichs Polen. Sie zählt über 40,000 Einwohner, darunter zwei Drittel Deutsche. Lodz ist die Metropole von über 100,000 deutscher industrieller Bewohner, welche sich in zahlreichen Städten angesiedelt haben. Ich glaube diesen Bewohnern einen guten Rat zu geben, wenn ich sie zur treuen Nachahmung der Tugenden ihrer Väter und zum beständigen Festhalten am deutschen Charakter aufmuntere, der sie unterscheiden soll und der stets wohltätig auf ihre Lage rückwirken wird. Einer jeden Nationalität im Königreich Polen das zu geben, was ihr gehört, ist der Wille unseres allergnädigsten Monarchen. In seiner väterlichen Sorgfalt um die deutschen Bewohner hat Seine Majestät uns anempfohlen, hier in Lodz deutsche Schulen mit deutschem Unterrichte zu eröffnen. Erkennet meine Herren, die tiefe Bedeutung dieser weisen Bestimmung! Stärket eure industrielle Tätigkeit zum Besten des Staates, in welchem ihr eine zweite Heimat gefunden habt!" — Welch einen gewaltigen Gegensatz bilden diese anerkennenden Worte zu den Verleumdungen der Bobrinski, Gorski und ihrer kritiklosen Nachbeter an der Weichsel und der Newa!

Der jungen Industriestadt öffnete sich eine Zukunft, wie sie sich nie vorausahnen ließ. Der Bedarf an Arbeitern überstieg die Zahl der vorhandenen deutschen Gehilfen und Gesellen um das Mehrfache. So kam es, daß auch in Lodz dieselbe Erscheinung eintrat, wie in den alten Städten Deutschböhmens, denen die industrielle Entwicklung hinsichtlich der Wahrung ihres völkischen Charakters nicht zum Segen gediehen ist: Der Zuzug polnischer Arbeiter nahm mächtig zu, das numerische Uebergewicht trat auf Seite der Polen. Trotzdem hätte das Deutschtum nicht zur Bedeutungslosigkeit herabzusinken brauchen, wenn die damaligen Lodzer Deutschen nicht einen argen Fehler gemacht hätten. Indem sie in ihrer industriellen Tätigkeit aufgingen, versäumten sie, für den Ersatz von akademisch gebildeten Technikern, Juristen und Aerzten aus ihrer eigenen Mitte zu sorgen. Das Versehen rächte sich, indem die aus Warschau und der polnischen Provinz eingewanderten Akademiker die Führung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens an sich brachten. Bei den Deutschen stand das Streben nach Besitz und Vergrößerung ihrer Unternehmungen im Interesse des Denkens; alles andere wurde belächelt, auch dann noch, als sie schon geistig Hörige der selbstbewußt auftretenden Gäste waren. Wohl kam es vor, daß sich einzelne Deutsche gegen die fremde Bevormundung sträubten. Das unliebsame Auftreten, das sie im Kreise ihrer eigenen Stammesgenossen erregten, denen sie „zu deutsch" waren, schreckte sie in Zukunft ab, die Rechte der Deutschen zu vertreten.

Durch die suggestive Vorstellung geleitet, daß es unzeitgemäß sei, ihr Deutschtum zu betonen, schienen die Deutschen in Lodz die Mahnung des Grafen Berg, an ihrer deutschen Eigenart festzuhalten, vergessen und einer philisterhaften Selbstzufriedenheit Platz gegeben zu haben. Da kam vor zehn Jahren die Revolution und mit ihr das völkische Wiedererwachen der Deutschen in Rußland und Polen. Und auch die Lodzer Deutschen zeigten, daß sie nicht aller idealen Regungen bar sind. Eine politische Partei wurde gegründet und durch die Fährnisse, die ihr und ihren Führern von den linksstehenden radikalen Gruppen angedroht wurden, hindurchgeleitet. Der Gründung der „Konstitutionell-liberalen Partei Deutschsprechender" schloß sich die Sammlung deutscher Arbeiter und Meister zu einem „Verein deutschsprechender Meister und Arbeiter" an. Wie sehr man noch auf die Unduldsamkeit der anderssprachigen Nachbarn Rücksicht nahm, beweist bei beiden Gründungen der Ausdruck „Deutschsprechender" anstelle „Deutscher". — Nach einer unvollkommenen Zwischenbildung schritten die Lodzer Deutschen zur Gründung des „Deutschen Gymnasiums", das immer ein Ruhmeskapitel in der Geschichte des Lodzer Deutschtums bilden wird. Zu gleicher Zeit setzten herzhafte deutsche Männer, allen Anfeindungen und persönlichen Anrempelungen (die so weit gingen, daß das jetzt unterdrückte Hetzblatt „Rozwój" die Namen der Mitglieder der deutschen Schulkommission mit Angabe ihrer Wohnungen abdruckte, zu einer Zeit, als Mordtaten infolge politischer Meinungsverschiedenheiten hier an der Tagesordnung waren) zum Trotz, durch, daß eine Trennung der städtischen Schulkasse in eine deutsche und polnische durchgeführt wurde, als ein Bestehenlassen des bisherigen Zustandes einer Selbstentmannung des Lodzer Deutschtums gleichgekommen wäre. Ging doch aus dem statistischen Material hervor, daß die Deutschen etwa 60% der Schullasten trugen, während die Zahl der deutschen Kinder, die die städtischen Volksschulen besuchen durften, bis auf 27% sank, weil eine systematische Verdrängung deutscher Kinder zugunsten polnischer Schüler stattgefunden hatte. Die wackeren Männer, die die Selbständigkeit der deutschen Schule in Lodz erstrebten, hielten gegenüber allen Einschüchterungsversuchen und dem verschwenderischen Aufwand von Druckerschwärze in Lodz, Warschau und Petersburg stand. Im Zusammenhang mit der Schultrennung erfolgte die Gründung des „Deutschen Schul- und Bildungsvereins", der in den ersten Jahren seines Bestehens der Erfüllung seiner Aufgaben mit Ernst nachging. Später folgte der Deutsche Theaterverein, der sich gut einführte, seine Daseinsberechtigung aber noch beweisen wird müssen. Dem Konto der schöpferischen Tätigkeit der Deutschen in Lodz darf, neben manchen Privatgründungen in unserem spital- und klinikenarmen Lodz, auch der Bau und die Ausstattung des „Hauses der Barmherzigkeit" gutgeschrieben werden. Und nicht unerwähnt soll die „Lodzer Rundschau" bleiben, eine Tageszeitung, die es sich zur Aufgabe machte, neben den bestehenden zwei deutschen opportunistischen Zeitungen für ein bewußtes Deutschtum zu arbeiten; sie wurde nach anderthalbjährigem Bestehen von der russischen Behörde unter einem nichtigen Vorwand unterdrückt.

Der schaffenden Tätigkeit der Lodzer Deutschen kann ein Erweitern der vorhandenen völkischen Gegensätze gewiß nicht vorgeworfen werden. Ohne Gehässigkeit stellte es auf klarem Rechtsboden die Forderung nach Gewährung des Mindestmaßes der ihm zukommenden nationalen Betätigungsmöglichkeit auf. Es zeugt von negativer Wahrheitsliebe, wenn uns von unseren Gegnern andere Absichten unterstellt wurden.

Das Lodzer Deutschtum darf sich also sehen lassen! Wenn wir in der „Deutschen Post" immer wieder auf Verbesserungsbedürftiges hinweisen, so geschieht es im Sinne der Freunde und Mitgenossen, die gern ein besseres Morgen anbahnen und ein schlackenfreies Lodzer Deutschtum sehen möchten.

Eine Eingabe der Lodzer Hausbesitzer.

Bereits in unserer letzten Nummer haben wir mitgeteilt, daß in Hausbesitzerkreisen unfreudige Erregung über die unerwartete Ankündigung der Erhebung der Immobiliensteuer für die Jahre 1914/15 herrscht. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir nun, daß Lodzer Hausbesitzer eine mit vielen Unterschriften versehene Eingabe um Erlaß der Steuer an das Kaiserliche Deutsche Polizeipräsidium richten.

In der Eingabe ist die gegenwärtige Lage der Hausbesitzer eingehend geschildert. Es wird in ihr darauf hingewiesen, daß gleich zu Beginn des Krieges durch die Einberufung russischer Untertanen zum Heer, durch den freiwilligen und unfreiwilligen Abzug einer großen Anzahl von Stadtbewohner viele Wohnungen leer wurden oder, was für die Hausbesitzer eigentlich noch schlimmer sei, für die nicht leer gewordenen Wohnungen keine Miete bezahlt wurde. Die unendlich vielen Handels- und Fabrikangestellten, die plötzlich stellungslos wurden oder sich mit 30 Prozent ihres Gehalts begnügen mußten, waren nicht in der Lage, die Miete voll zu entrichten, gar nicht zu reden von den Arbeitern, die seit jener Zeit bitterste Not leiden und selbst bei bestem Willen keine Miete hätte bezahlen können.

Ferner ist auf die monatelang beliebte Agitation für eine Zahlungsweigerung der Mieter hingewiesen, die viele, die hätten zahlen können, verleitet hat, den Mietstreit aufs äußerste gedeihen zu lassen. Seit einiger Zeit habe zwar die Tätigkeit der Friedensgerichte diesem Treiben einen Riegel vorgeschoben, aber durch die immer mißlicher gewordene Lage der ganzen Einwohnerschaft seien auch heute nur verhältnismäßig wenige Mieter bereit, den Mietszins voll zu entrichten.

Dann wird darauf hingewiesen, wie sehr sich das Fehlen einer Notenbank fühlbar machte, das alle Privatbanken der Kräfte beraubte. Da die Gläubiger drängten und die Hausbesitzer gezwungen waren, etwas Geld in die Hände zu bekommen, ließen sich viele Hauseigentümer von den Mietern Konzessianen abringen und begnügten sich mit 60 oder mit 30 Prozent der vertragsmäßig festgesetzten Mietsumme, nur um die Unterhaltungskosten der Häuser zu decken. Am schlimmsten litten die Hausbesitzer, deren Häuser von Arbeitern bewohnt sind. Sie litten mit den Mietern gleicherweise Not. Manche von diesen Häusern mußten bereits seinerzeit vom ehemaligen Bürgerkomitee in Zwangsverwaltung genommen werden. Viele Hausbesitzer haben ihr Besitztum einfach im Stich gelassen, haben sich auf dem Lande angesiedelt oder sind als Arbeiter nach Deutschland gegangen, und überließen es ihren Gläubigern und Mietern sich auseinander zu setzen.

Die Hiergebliebenen leiden noch heute schwer. Seien die Einnahmen der Hausbesitzer unendlich verringert, die Unterhaltungskosten der Häuser sind unverhältnismäßig gestiegen Es wird auf die Verteuerung der Assänisation hingewiesen und auf die Neuanschaffungen infolge der von der Behörde geforderten Metallablieferungen und auf a. m. In den meisten Fällen reichen die Einnahmen nicht einmal aus, um die rückständigen und laufenden Hypothekenzinsen an den Kreditverein oder an private Gläubiger zu bezahlen

Dann wird erwähnt, daß in Würdigung dieser Notlage das ehemalige Hauptbürgerkomitee von der Einziehung aller kommunalen Steuern Abstand genommen hat, daß auch die neue Stadtverwaltung diesem Beispiel folge. Zum Beweis der Notlage wird gesagt, daß die Darlehnskasse beim Magistrat zinslose Darlehen auch an Hausbesitzer gewähre. Auch auf das Entgegenkommen der russischen Regierung wird hingewiesen, die auf Grund der mißlichen Lage der Stadt im vergangenen Herbst alle Staatssteuern erließ. Zum Schluß wird erwähnt, daß auch die österreichisch-ungarische Regierung in den von ihr besetzten Gebietsteilen Russisch-Polens von einer Einziehung der Steuern für das Jahr 1914 absieht. — Dargelegt wird dann noch, daß die Immobiliensteuer in Russisch-Polen bisher 10 Prozent vom Reinertrag des Wohnhauses betrug, während sie im übrigen Rußland nur 5 Prozent betrug. Ein Dumaantrag geißelte diese Ungerechtigkeit, und es hätte, wenn der Krieg nicht hereingebrochen wäre, begründete Hoffnung bestanden, daß die Steuer auf 6 Prozent erniedrigt worden wäre.

Gestützt auf die eingehend geschilderten Verhältnisse richten dann die Lodzer Hausbesitzer die Bitte an das Kaiserliche Polizeipräsidium, ihnen die Steuer für die Jahre 1914/15 zu erlassen und für das Jahr 1916 nach den wirklichen Einkünften der Immobilienbesitzer zu bemessen.

Wir Einwohner von Lodz wissen alle, daß die vorstehende Schilderung den Tatsachen entspricht; bei dem Entgegenkommen der deutschen Behörden, die sich bereits Mühe geben, die Wohlfahrt des Landes zu heben, möchte man sich gern der Hoffnung hingeben, daß es der Fürsprache des Herrn Oberbürgermeisters der Stadt, in dessen Hände die Eingabe gelegt worden ist, gelingen wird, den Hausbesitzern die erbetene Erleichterung zu verschaffen.

Vom Wohnungswesen in Lodz.

Es gab eine Zeit, in der es sich in Lodz ganz gut wohnen ließ. Damals bestand das Städtchen aus Familienhäusern, die, von geräumigem Hof und Garten umgeben, dem Schönheitssinn zwar nicht schmeichelten, aber doch einen gemütlichen, die Gesundheit ihrer Bewohner erhaltenden Aufenthalt boten. Auch in den Wohnungen der wenigen Mietshäuser war für die Bequemlichkeit der Insassen genügend gesorgt.

Das ist lange her. Seit einer Reihe von Jahren leiden wir unter beständigem Wohnungsmangel. Aus dem bescheidenen Landstädtchen wurde eine Fabrikstadt, die sich in kurzer Zeit so mächtig entwickelte, daß nicht die gesamte Einwohnerschaft mit den kapitalkräftigen Industriellen gleichen Schritt halten konnte. Noch heute sehen wir, sogar in den Hauptstraßen der Stadt, neben prunkvollen Gebäuden überall die kleinen Holzhäuschen, die ein Wahrzeichen des alten Lodz sind, und ich möchte behaupten, daß gerade diese, wenn auch nicht die schönsten, so doch die gemütlichsten Wohnungen bieten. Den mehr oder minder geschmackvoll gebauten Residenzen der Fabrikherren können diese wie aus der Kinderspielschachtel entnommenen Häuschen natürlich nicht den Rang ablaufen, aber sie bieten dem Bewohner, wenn er nur den guten Willen und Geschmack, sich sein Heim behaglich einzurichten, besitzt, alles, woran sein Herz hängt, und daher soll darüber an dieser Stelle nicht weiter gesprochen werden, da ich ja nicht die Vorzüge der Lodzer Wohnungen ins rechte Licht setzen will, sondern das Wohnungselend, unter dem die Mehrzahl der Einwohnerschaft zu leiden hat. Aus diesem Grunde erwähne ich auch nur flüchtig, daß in letzter Zeit eine Anzahl von Mietshäusern erbaut worden ist, die in jeder Hinsicht den Ansprüchen an Behaglichkeit und Gesundheitspflege genügen. Diese Wohnungen sind aber meist nur für reiche Leute, für den Mittelstand sind sie zu groß und zu teuer. Der Beamte, Lehrer oder Kleinkaufmann, wenn er nicht zu den wenigen Glücklichen gehört, die über größeres eigenes Kapital verfügen, kann sich nur in den seltensten Fällen eine Wohnung leisten, die über 3—500 Rbl. jährlich kostet, und wenn wir dann in Betracht ziehen, was für diesen Preis geboten wird, so muß man ohne weiteres zugeben, daß es den Ansprüchen eines gebildeten Menschen an und Bequemlichkeit nicht entspricht.

Beim überschnellen Wachstum der Stadt mußte in Eile Raum geschaffen werden, um den unerwarteten Zustrom an Bevölkerung unterzubringen; zeitweise wurden wir von einer wahren Bauwut befallen; daß dabei alle Rücksichten auf die Mieter vergessen wurden, wäre nicht durchaus nötig gewesen, ist aber doch leicht erklärlich, wußte man doch nicht, ob das, was man baute, von Bestand bleiben würde. Rückschläge und Verluste, waren in der Hast, in der hier alles entstand, kaum zu vermeiden, die Industrie arbeitete zu intensiv, als daß nicht kritische Momente, mit denen überall in der Welt, besonders aber bei den unsicheren Zuständen in Rußland gerechnet werden muß, eintreten konnten, welche die Fortentwickelung, ja die Lebensfähigkeit der hiesigen Unternehmungen in Frage stellen mußten. Aus Besorgnis davor berechnete man die Zeit, in der sich ein Gebäude bezahlt machen muß, zu kurz, und aus diesem Grunde sparte man, um die Herstellungskosten möglichst herabzudrücken, die Verzinsung aber emporzuschrauben, an Raum und Material, und was hierbei noch nicht genügend gesündigt wurde, besorgte die stets wache Spekulation in jeder Hinsicht.

Auf diese Weise entstanden Neubauten, die von außen wie Häuser aussahen, innen aber eher Stallungen glichen; von Bequemlichkeit war keine Rede mehr, Keller, Bodenraum und Kammern waren für den Mieter überflüssig geworden, er mußte zusehen, wie er alles, was zu seiner Wirtschaft gehörte, in den Wohnzimmern unterbringen konnte. Und wie sahen die Zimmer aus! Klein, winklig, so daß man viel Scharfsinn entwickeln mußte, wollte man auch nur die nötigsten Möbel aufstapeln, von einem gefälligen Aufstellen derselben mußte von vornherein abgesehen werden, nur in der Höhe der Zimmer wurde meist weniger gespart, ein paar Schichten Ziegelsteine kosteten ja nicht alle Welt und der freie Raum bis zum Himmel zählte beim Platzkauf nicht mit, dafür sah die Wohnung aber doch vornehmer aus und wurde besser bezahlt, wenn sie auch dem Mieter mehr Beheizung kostete und die Treppen steiler und unbequemer machte.

Die Besitzer der alten Mietshäuser sahen mit Neid auf die modernen Bauten, die so wenig kosteten und so viel einbrachten, und nun ging es an ein Umbauen, ein Modernisieren, wie es schlimmer gar nicht gedacht werden kann. Aus einer Wohnung mit schönen, großen Zimmern wurden zwei mit eben so viel Zimmern gemacht, wobei die Nachteile der alten Behausung, mit denen der modernen Einteilungsart sich um den Vorrang stritten. Man schuf Treppenaufgänge, die der Hühnersteige glichen, Durchgänge, in denen zwei normal gebaute Menschen sich nur vorbeidrücken konnten; man stellte Brettervorschläge auf, von denen der Mörtel stets abzufallen bestrebt war und Gypswände, die nach allen Richtungen hin zu platzen beliebten und den Vorteil hatten, daß man jedes Wort und Geräusch in des Nachbars Wohnung hören konnte, — dafür gab es aber in den modernisierten Wohnungen Stuben ohne Fenster, wo das veraltete Sonnenlicht durch die neuere Gasbeleuchtung ersetzt war, man zeigte uns Gartenzimmer, in denen ein Schemel und zwei Blumentöpfe Platz finden konnten, Speisekammern, in denen viele kleine Teller und Schüsselchen über einander — wohl verstanden, nicht neben einander — stehen konnten und dergleichen Errungenschaften der modernen Bautechnik mehr. Alles das war für den Mieter zwar unbequem und teuer, aber doch nicht lebensgefährlich und für manchen Geschmack waren die Wohnräume, wenn sie nur reichlich bunt gemalt oder tapeziert waren, entsprechend.

Jeder Beschreibung spottend waren und sind aber die Höhlen und Löcher, in welche sich die Armut verkriecht. Im Keller, unter dem Dach, in den äußersten Winkeln des Hofes neben den Senkgruben wurden aus Stallungen und Kammern Wohnungen für das Volk hergerichtet und für 50—60 Rbl. jährlich vermietet. Es gehört schon Ueberwindung dazu, um die Höfe dieser Häuser, welche der Armut Unterschlupf bieten, zu betreten, die Wohnungen selbst aber starren vor Schmutz, wimmeln von Ungeziefer, und die Luft darin ist derart, daß man kaum begreifen kann, wie die menschliche Lunge aus diesem Gemisch von Ausdünstungen den ihr nötigen Sauerstoff herausfinden kann. Aufgefrischt werden diese Behausungen vom Wirt nur in den seltensten Fällen; der neue Mieter übernimmt den Schmutz von seinem Vorgänger und fegt ihn oberflächlich fort, dann tüncht er die Wände mit etwas Kalk frisch an, wobei er durch die beim Pinseln zerriebenen Wangen ein ganz nettes Spritzmuster erzielt, welches Fliegen, Schaben und Spinnen mit der Zeit zu einer ausgesprochenen Naturmalerei ausarbeiten. — Schon in den besseren Häusern, die „nach vorn heraus" einige größere Wohnungen an sogenannte „anständige Leute" zu vermieten haben, können diese verschiedenes erleben, wenn über ihnen z. B. ein Geflügelhändler eingezogen ist. Beim Erwachen, besonders zur Sommerszeit, glaubt man sich durch die vielen Vogelstimmen beinahe in den Wald versetzt. Von Donnerstag, an dem die Hauptzufuhr stattfindet, zu Donnerstag zunehmend und abschwellend kann man die Stimmübungen der jungen Hähnchen in den verschiedensten Tonarten studieren und dabei auf ihr Alter und ihre Schlachtfähigkeit Schlüsse ziehen, dazwischen klingt das Geschnatter der Enten und das kapitolinische Geschrei einiger „jontefdiken" Gänse, die in fettansetzender Beschaulichkeit ihrem Lebenszweck entgegensehen; im Keller befindet sich vielleicht eine „Garkuch" mit der stets wiederkehrenden Speisenfolge „Warszawski flaki", welche vor dem Hofeingang täglich gereinigt werden, was trotz Soda und Sauberkeit mit Ausdünstungen verbunden ist, die nicht jedem Geruchssinn zusagen. Auch Rupfanstalten d. h. Geschäftsunternehmungen, in denen die frisch geschlachteten Gänse entfedert und dann, Federn und Braten getrennt, an die entsprechenden Verkaufsstellen weiter gegeben werden, tragen nichts zum Behagen der Mitbewohner bei. Der Blutgeruch, der bei mangelnder Bereinigung in Gestank ausartet, übt meist nur auf Ratten seine Anziehungskraft aus; bei trockenem Wetter können die Menschen solch ein Haus nie betreten oder verlassen, ohne von den stets in der Luft schwebenden kleinen Federteilchen bedeckt zu werden. Wenn so etwas schon in besseren Häusern, in denen auch gut zahlende Mieter wohnen, möglich ist, so kann man sich bei einiger Phantasie leicht vorstellen, was erst in den Häusern vorgeht, die nur Wohnstätten für die ärmere Bevölkerung bieten. Solche Wohnungen sind überhaupt gar keine menschlichen Wohnungen mehr, es sind Lagerräume von Waren aller Art, von Lumpen und Abfall, unter denen der Mensch die Nebenrolle spielt, weil er dort nur sein Nachtlager aufschlägt, während er tagsüber auf der Straße herumwimmelt. Aber auch bei den Einwohnern, die sich nicht des Handels befleißigen, sondern ein Handwerk ausüben, sieht es nicht weniger trostlos aus; Werkstatt, Küche und Schlafstelle befindet sich alles in einem Raum; wie ist es da möglich Ordnung und Sauberkeit aufrecht zu erhalten?

Das Volk hat sich an diese Zustände gewöhnt, oder sagen wir besser, infolge der Aussichtslosigkeit auf eine Besserung der Lage, läßt es alles stumpfen Sinnes über sich ergehen.

Auch hierin muß und soll Wandel geschaffen werden, wenn wir nicht vor Gott als die Mörder der Kinder unserer armen Mitbürger dastehen wollen. Mancher Hausbesitzer wird mich vielleicht beim Lesen dieses Artikels für einen hetzenden Volksredner halten, und doch war ich nie, auch im Jünglingsalter nicht, in welchem man leichter als in späteren Jahren unter die Volksbeglücker zu gehen geneigt ist, auch nur rot angehaucht, ich weiß auch genau, daß ein Zeitungsartikel auf den armen Mann den schwächsten Eindruck macht, da er ihn nur selten liest. Ich bin selbst Hausbesitzer, und schildere diese Zustände, die, wenn sie auch nicht die Regel bilden, durchaus nicht vereinzelt dastehen, aus eigener Erfahrung als ernste Mahnung für die Hauswirte; auch will ich den Vermietern nicht allein die Schuld an diesen Uebelständen beimessen, da hat so verschiedenerlei mitgewirkt, und nicht zum geringsten Teil die Umbildung und auch der schlechte Wille der Mieter selbst. Jeder Wirt kann wohl ein Lied davon singen, wie der neu zuziehende Mieter nach Bezahlung der Quartalsmiete mit gutem Hausrat einzog, dann aber lässig zahlte, um beim Jahresschluß mit der Hälfte des Mietszinses im Rückstande zu bleiben, dann aber die besseren Einrichtungsgegenstände bei Nacht und Nebel fortbrachte, sich verklagen und vom Gerichtsvollzizher ausweisen ließ, dem Hausbesitzer als Entschädigung wertloses Gerümpel und die Gerichtskosten überlassend. Nicht weniger wahr ist es, daß der neue Mieter beim Kontraktschluß versicherte, nur er mit 2—3 Familiengliedern werde die Wohnung beziehen und dem Wirt die Ueberzeugung beizubringen verstand, daß für ihn Sauberkeit die erste Lebensbedingung sei. Mit der Zeit kam aber reichlicher „Besuch von auswärts", der beständig wohnen blieb, und der Wirt mußte bald einsehen lernen, daß auch die Sauberkeit ein sehr dehnbarer Begriff sei, über den sich viel und heftig streiten läßt. Viel guter Wille gehört unter diesen Umständen dazu, um zu einem erträglichen Einvernehmen zwischen Mieter und Vermieter zu gelangen, das wird wohl jedem einleuchten, aber ich denke auch hier dürfte sich ein Ausweg finden lassen, wenn nur erst die Zuversicht Platz greifen wollte, daß all das Schwere, das wir jetzt durchkämpfen müssen, nur den Uebergang zu einer besseren Zukunft, der wir entgegengehen, bildet.

Kto.

Lokale Angelegenheiten.

Lodzer Woche.

Von verschiedenen Seiten wird Verwunderung darüber geäußert, daß über die

Tätigkeit der Deputationen beim Magistrat

so außerordentlich kurz berichtet wird. d. h., daß eigentlich überhaupt keine Berichte über dir interne Arbeit der Deputationen gegeben werden, sondern nur kürzeste Mitteilungen über ihre Beschlüsse. Von eingeweihter Seite erhielten wir auf eine dahingebende Frage die Erklärung, daß den Mitgliedern der Deputationen auf Grund der von ihnen geschaffenen Geschäftsordnungen Schweigepflicht auferlegt sei. Nun gehen aber hartnäckig Gerüchte um, daß bei den Deputationsbeschlüssen Mehrheitsverhältnisse eine große Rolle spielen. Da meinen wir, daß, um Mißdeutungen und Irrtümern in der Oeffentlichkeit vorzubeugen, die Deputationen sich dazu bequemen sollten, die Schweigepflicht wenigstens teilweise aufzuheben. Alle Arbeit der Deputationen wird im Dienste der Oeffentlichkeit geleistet und die Oeffentlichkeit hat ein gewisses Recht zn erfahren, wie und mit wessen Stimmen dieser oder jener Beschluß zustandekam.

Die Oeffentlichkeit wird über die Tätigkeit des Magistrats unterrichtet, sie erhält Berichte über die Sitzungen de-

Russe!

Ein Mahnwort an alle Deutschen.

Viele der hiesigen Deutschen, die der Kriegsausbruch in Deutschland überrascht hat, kehren jetzt nach Lodz zurück. Mancher unter uns blickt mit Neid auf die Glücklichen, denen es vergönnt war, die erhebende Zeit in deutschen Landen, unter deutschen Stammesgenossen zu durchleben, wird nicht müde, ihren Schilderungen zu lauschen und immer wieder aufs neue die Gewißheit in sich aufzunehmen, daß es gut, sehr gut um die deutsche Sache steht! — Da begegnet man leider aber nur allzu oft Heimgekehrten, die ohne jede Begeisterung über alle erhebenden Momente sprechen, als hätten sie selbst nichts miterlebt, sondern nur als kühl abwägende und urteilende Zuschauer zur Seite gestanden. Unwillkürlich richtet man an solche Leute die Frage: Ja, haben Sie nicht mitgejubelt, wenn die Kunde von deutschen Siegen kam? Waren Sie nicht stolz darauf, selbst ein Deutscher zu sein?" Und bitter, fast gehässig bekommt man zur Antwort: „Reisen Sie selbst nach Deutschland und lassen Sie sich dort sagen, daß Sie ein — Russe sind!"

Die gleichen Worte mußte ich bereits vor etwa zwanzig Jahren hören.

Ich fühle mich als Deutscher von Jugend auf und suchte schon als Knabe bei meinen gleichalterigen Stammesgenossen Begeisterung fürs Deutschtum zu erwecken. Da begegnete ich eines Tages einem meiner eifrigsten Schüler, der nach zweijährigem Aufenthalt in Berlin nach Lodz zurückgekehrt war. Ich machte bald erstaunt die schmerzliche Wahrnehmung, daß er vom Deutschtum abgeschwenkt sei. Auf meine Bitte um Aufklärung eröffnete er mir, daß man ihn in Berlin nur immer den Russen genannt habe, so daß er es schließlich aufgegeben habe, sich den Deutschen „aufzudrängen". — Aehnliches habe ich später noch oft hören müssen.

Später bin ich dann selbst nach Deutschland gezogen, und habe dort während eines zehnjährigen Aufenthaltes Erfahrungen gesammelt und mir Aufklärung geholt. Daß nur Mißverständnisse zu derartig irrigen Auffassungen führen konnten, die dem Deutschtum in der Welt keinesfalls dienlich sind, war mir von vornherein klar. An wem jedoch lag die Schuld? An den Reichsdeutschen oder an den Auslanddeutschen?

Und ich fand, daß auf beiden Seiten gesündigt wird!

Drei meiner Erlebnisse in Deutschland verdienen hervorgehoben zu werden.

Wir saßen am Stammtische im Gasthause einer kleineren sächsischen Stadt. Mein Gegenüber, ein biederer Vogtländer, rühmte sich, in der Nachbarstadt die Bekanntschaft eines Russen gemacht zu haben und nannte dabei einen vollständig deutschen Familiennamen. Da viele Deutschen aus Rußland, die sich vorübergehend oder dauernd in Deutschland aufhalten, aus Lodz kommen, so richtete ich an den Mann die Frage, ob sein Russe nicht etwa aus dieser Stadt stamme. Ein erstaunter Blick war die Antwort. „In diesem Falle", fuhr ich fort, „ist der Herr ebenso ein Russe wie ich." Nun wurde mein Vogtländer aber ungemütlich. Ob ich ihn veralbern wolle, fragte er mich; er sei doch nicht so dumm, einen Russen von einem Deutschen nicht unterscheiden zu können. Der Herr habe eine ganz andere Aussprache, habe ein anderes Wesen zur Schau getragen, er habe viel und rühmend von Rußland gesprochen und immer wieder durchblicken lassen, daß er sich in Deutschland nicht einleben könne und sich fremd fühle. — Ich habe dann den „Russen" selbst kennen gelernt. Russisch sprach der Gute fast gar nicht, polnisch nur mangelhaft. Außer Lodz kannte er nur noch zwei Städte innerhalb der seinerzeitigen russischen Reichsgrenzen: Zgierz und Pabianice. Von Deutschland hatte er schon mehr gesehen. Trotzdem gefiel sich der Mann in der Rolle eines Russen: er bemühte sich, überall in seinem Wesen, selbst in Kleidung und Haltung, den Fremden hervorzukehren, und er freute sich, wenn er dadurch Aufsehen erregte.

In der gleichen Stadt meldete ich eines Tages meinen Beitritt zur dortigen Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes an. Der Vorsteher der Ortsgruppe stattete mir daraufhin einen Besuch ab, wobei zufälligerweise mein Chef, ein sonst intelligenter Herr, zugegen war. Er gehörte ebenfalls dem Verbande an und als Verbandsmitglied fühlte er sich berechtigt einzuwenden, daß ich als „Russe" eigentlich nicht aufgenommen werden dürfe. Es hielt schwer, den Mann zu belehren. In nationalen Dingen war er eben ein Kind, trotzdem er Mitglied des Alldeutschen Verbandes war.

Und solcher Leute gibt es noch viele, viele!

Während einer Fußwanderung durch das herrliche Thüringer Land suchte ich einen Freund in einem altertümlichen, reizend gelegenen Städtchen auf. Wir besuchten natürlich auch den alten Gasthof, und dort im Honoratiorenzimmer stellte mich mein Freund mehreren anwesenden Herren vor, darunter auch einem alten pensionierten Geschichtsprofessor. Um die Aufmerksamkeit gerade dieses Herrn auf mich zu lenken, fügte er bei Nennung meines Namens die Bemerkung: „Ein Russe" hinzu. Ein feines Lächeln umspielte des Professors Lippen, als er meinem Freunde erwiderte: „Ein Russe, wie ich Siamese, denn mein Vater war in siamesischem Staatsdienst, als ich zur Welt kam." Der also Belehrte errötete und suchte sich zu verbessern, indem er mich einen „Deutsch-Russen" nannte. „Es erübrigt sich", sagte der Professor darauf: „auf das sinnwidrige dieses Ausdruckes einzugehen; was würden sie zum Beispiel zu der Bezeichnung „Deutsch-Siamese" sagen? Angenehm wäre mir aber, Ihre Meinung darüber zu hören, junger Freund!" Die letzten Worte galten mir, und freudig gab ich meine Erklärung, denn ich fühlte mich glücklich, zu einer gleichgesinnten Seele sprechen zu dürfen. —

Daß die deutschen Behörden jetzt während des Krieges in den hiesigen Deutschen nur die Angehörigen des feindlichen Staates sehen und sie entsprechend den für solche vorgeschriebenen Gesetzen behandeln, ist nicht mehr als recht und billig. Selbst gegen die von den Behörden oft angewandte Bezeichnung „Russe" läßt sich nicht viel sagen; richtig ist sie nicht, man kann sie jedoch gelten lassen als Abkürzung des langen und unbequemen „russischer Reichsangehöriger."

Das deutsche Volk selbst aber, hüben wie drüben, sollte **endlich in jedem Deutschen nur den Deutschen sehen und**

Stadtverordneten, warum soll sie keine Berichte über die wichtigen Sitzungen der Deputationen erhalten? Diese könnten nur aufklärend wirken und würden auch den Stadtverordneten, die auf diese Weise einen besseren Einblick in die Arbeit der einzelnen Deputationen erhielten, die Arbeit erleichtern.

Ein Wunsch der Oeffentlichkeit ist es, das Einkaufsrecht, das — außer der Verpflegungsdeputation, von der hier nicht die Rede ist — verschiedene Deputationen heute haben, möchte in die Hände eines besonderen neuzubildenden Wirtschaftsausschusses übergehen, der unter direkter Aufsicht des Magistrats arbeitet und in dem sich Kaufleute befinden müssen.

Wir meinen, daß hier unschwer eine Aenderung eintreten kann. Ein Wirtschaftsausschuß könnte die mit Arbeit überhäuften Mitglieder der Deputationen entlasten. Für einen Akt der Gerechtigkeit halten wir es, daß städtische Lieferungen unter den konkurrenzfähigen Geschäftsleuten unserer Stadt reihum gehen und das gewöhnliche Arbeitskräfte, die zu dieser oder jener Arbeitsverrichtung gebraucht werden, durch einen paritätischen Nachweis, der Arbeiter und Arbeiterinnen aller Nationalitäten gleich berücksichtigt, bezogen werden.

* * *

Es wurden Gerüchte herumgesprochen, daß Angestellte der Gesundheitsdeputation bei den Brunnenuntersuchungen ihre Befugnisse überschritten haben. Es sei darauf hingewiesen, daß solche Gerüchte von jedem vernünftigen und gerade denkenden Menschen als grundlos angesehen werden müssen, wenn die Personen, die derlei Erfahrungen gemacht haben wollen, nicht mit offener Klage hervortreten. Wir weisen bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß die Deputationen eingehende Klagen auf ihre Berechtigung prüfen und etwa sich einschleichenden Uebelständen zu Leibe rücken. Es ist möglich und geht auch aus den Bestechungsversuchen von Polizisten hervor, daß manche Bewohner unserer Stadt

das alte Wesen

noch nicht völlig abgestreift haben und versuchen werden, die Macht des Rubels zu erproben. Ihnen sei gesagt, daß jeder Mißbrauch, der ans Licht des Tages kommt, schonungslos bestraft wird. Bürger dagegen, die Klagen vorbringen, brauchen keinerlei Furcht zu haben, daß es ihnen ergeht wie unter der russischen Revieraufseherherrschaft, d. h. daß sie für ihren Gerechtigkeitssinn schikaniert werden.

* * *

In unserer vorletzten Wochenausgabe brachten wir den eingehenden Artikel eines Einsenders über

Mängel im Kohlenverkauf.

Das Kohlenkonsortium, von dem darin die Rede war, hat sich bisher nicht dazu geäußert, weder Aufklärung noch Rechenschaftsbericht gegeben. Die vor einigen Tagen in den Zeitungen veröffentlichte Notiz, daß das Konsortium dem Magistrat 100,000 Mark für Wohltätigkeitszwecke zur Verfügung gestellt hat, wurde mit freudigem Interesse aufgenommen.

Im Laufe der Woche bildete der

Kohlenwucher,

der durch die kleinen Händler getrieben wird, das Tagesgespräch. Auf den städtischen Verkaufsplätzen wird der Korzec (ungefähr zwei deutsche Zentner Kohle) bekanntlich zu einem Durchschnittspreis von vier Mark verkauft. Der Berichterstatter der „N. L. Ztg." schilderte die Machenschaften der Händler beim Kohlenankauf und -verkauf so:

„Der Verkauf von Kohle für den Privatverbrauch ruht in den Händen der Verproviantierungsdeputation, sie stellt über den Empfang des Geldes Quittungen aus, auf Grund welcher dann die Kohle auf den hierzu bestimmten Plätzen ausgefolgt wird. Die Händler drängen sich aber beim Auskauf der Quittungen vor, kaufen solche an jedem Schalter und werden hierbei von ihren Familienangehörigen unterstützt. So kommt es vor, daß ein Händler fünf und noch mehr Quittungen erhält und die Kohle von den Plätzen verschwindet, ohne daß Privatpersonen Kohle bekommen. Wer Kohle haben will, ist gezwungen, sich an einen der Händler zu wenden. Diese aber schrauben die Preise mit jedem Tage höher und verlangen heute schon 1 Rbl. 50 Kop. für den Viertel-Korzec."

Das ist eine unerhört wucherische Verteuerung, gegen welche die Behörde durch die Festsetzung von Höchstpreisen (der Zentner 2 Mark im Kleinverkauf) eingeschritten ist. Wir fordern die Familienversorger und Hausfrauen auf, gegen die wuchertreibenden Händler Anzeige zu erstatten. In diesem Falle ist eine Anzeigenerstattung keine Denunziation, sondern eine Handlung, die der Wohlfahrt aller dienlich ist.

Ueber die hin und wieder in den Zeitungen erscheinende Notiz: „Ein größerer Transport Naphtha ist in unserer Stadt eingetroffen" wird bitter gespottet. Auch jetzt sollen

größere Mengen Petroleum

angekommen sein, weitere folgen. Die Verpflegungsdeputation selber teilt dies, also gewissermaßen stadtamtlich, mit. — Allgemein herrscht nun die Furcht, daß die Naphtha auch weiterhin nur aus der Hand der wuchernden Händler und Hausierer zu bekommen sein wird. Wäre das nicht zu vermeiden? Wenn den Verkäufern von Petroleum bei der Androhung der Lieferungsentziehung und Bestrafung strenge Vorschriften für den Verkauf gemacht werden, das Hausieren mit Leuchtöl ganz verboten wird, besteht die Möglichkeit, daß einigermaßen geordnete Verhältnisse im Petroleumverkauf Platz greifen. Außerdem müßte aber die Einwohnerschaft unserer Stadt sich zu dem Mut aufraffen, alle Händler, die über den festgesetzten Preis hinausgehen, der Behörde zu übergeben. Es muß dahin kommen, daß sich kein unlauterer Spekulant und Wucherer mehr sicher vor einer Anzeige fühlt. Das ist, wie die Dinge jetzt liegen, nahezu das einzige Mittel, um gründlich zu helfen.

* * *

Vorzeitig ist es Herbst geworden, der zweite Kriegswinter steht drohend vor der Tür. Die Zahl der unterstützungsbedürftigen Armen hat nicht abgenommen, eine Belebung der Nährmutter Industrie ist nicht zu erwarten. Ob unter solchen Umständen die großen Fabrikunternehmugen imstande sein werden, auch während des kommenden Winters ihren Arbeitern Unterstützungen zu gewähren, ist fraglich. Schon spricht man davon, daß die größten Fabriken ihre Betriebe völlig still legen und keine weiteren Beihilfen an ihre Arbeiter geben werden. Das Kais. Polizeipräsidium richtet eine eindringliche

Mahnung an die Arbeiter,

die folgenden Wortlaut hat:

„In der Arbeiterbevölkerung von Lodz und Umgegend ist noch vielfach die Meinung verbreitet, daß Arbeitsgelegenheit am Orte für längere Zeit vorhanden ist. Diese Ansicht ist irrig. Es sind zwar noch einzelne Fabrikbetriebe im Gange, aber auch diese werden in kürzester Zeit die Arbeit einstellen müssen, weil die Rohstoffe fehlen und die Zufuhr neuen Materials infolge des Krieges nicht möglich ist. Es ist deshalb in nächster Zeit und auch im kommenden Winter nicht damit zu rechnen, daß die hiesigen Fabriken Arbeitsgelegenheit gewähren können. Auch kann weder die Deutsche Verwaltung noch die Stadt Lodz die infolge der Arbeitslosigkeit notleidende Bevölkerung den Winter hindurch unterhalten. Gegenwärtig ist es aber noch möglich in Deutschland und bei Straßenbauten in Polen eine größere Anzahl von Arbeitern unterzubringen, doch wird diese Möglichkeit immer geringer, weil der Arbeiterbedarf beim Herannahen der kälteren Jahreszeit sich überall und zwar auch in Deutschland vermindert. Es ist deshalb dringend notwendig, daß alle diejenigen, welche nicht einem Winter voll Entbehrungen entgegengehen wollen, sich schleunigst um Arbeit bemühen und sich für die im Arbeitsamt Lodz, Petrikauer-Straße 108, bekanntgegebenen offenen Arbeitsstellen melden. Wer dies unterläßt, hat sich allein die Folgen zuzuschreiben. Hilfe von anderer Seite kann er nicht beanspruchen."

* * *

Unser Stadtwald, der Erholungsplatz der vielen Tausende, die sich keine teueren Ausflüge in die reizvolle weitere Umgebung leisten konnten, der zwar nicht schön und nicht einmal eigentlich grün war, dessen Boden von Papierfetzen und Speiseresten schlimmer bedeckt war wie der Grunewald, unser Stadtwald, in dem übelriechende Abflußwässer die sprudelnden Quellen ersetzten, in dem mancher überfallen und ausgeraubt worden ist und der im vergangenen Winter zum Teil selber ein Raub frierender Menschen geworden ist,

unser Stadtwald soll aufgeforstet werden.

Wir sagen alle freudig Ja. Und wenn es ein Heidengeld kostet, wir sagen Ja. Denn nichts außer dem täglichen Brot tut so sehr not wie Wald und Schönheit um die häßliche, verrußte Stadt.

Die Pläne der Forst- und Gartendeputation lassen an Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn man sich laut vorliest, was da draußen, gegenüber den Fabrikschlöten und kunstlos aufgeführten Häusern alles werden soll, es kommt einem vor wie ein Märchen. — Oder sind wir wirklich in diesem Kriegsjahr zu Bürgern einer europäischen Stadt geworden, in der man in schwerster Zeit, da wir kaum die Bedürfnisse des Magens befriedigen können, an neue Schönheit denken?

Die Forst- und Gartendeputation hat dem Magistrat das Projekt vorgelegt, das abgeholzte Neuland wieder bepflanzen zu lassen und es allmählich in einen Waldpark umzuwandeln. Nach der Ansicht der Deputation soll ein Plan ausgearbeitet werden, auf dem die Hauptwege für Wagen-, Reit- und Fußverkehr, sowie die Spazierwege eingezeichnet werden.

Die Größe des Terrains ermöglicht u. a. auch die Errichtung eines pomologischen Gartens, der nach Meinung der Deputation eine Zierde der Stadt werden könnte, umsomehr, als eine weiter angrenzende Bodenfläche für einen botanischen Garten bestimmt werden könnte. In entgegengesetzter Richtung, an der Karolewer Chaussee, sollte nach einem Plan der früheren Stadtverwaltung ein Hospital für Infektionskrankheiten errichtet werden. Die Deputation findet die Wahl dieses Platzes nicht gut. Die Nähe der Wohnstätten und die Erweiterung der Stadt in dieser Richtung, wie auch die Nachbarschaft des Bahnhofes, lassen einen anderen Platz für geboten erscheinen. Dagegen werde sich dieser Waldteil für die Errichtung eines zoologischen Gartens eignen. An verschiedenen Stellen des Terrains könnten auch Spielplätze für Kinder errichtet werden. Die Deputation beantragt, für die Ausarbeitung eines Planes ein Preisausschreiben zu veröffentlichen. Die Deputation glaubt, daß ungefähr 300 Morgen bewaldet werden müssen. In dem diesjährigen Budget hat die Deputation den Betrag für die Anpflanzung von 60 Morgen aufgestellt. Von dem anzufertigenden Plane hängt es ab, welcher Teil des Territoriums zuerst bebaut werden soll. F.

Deutsche Abende.

Eine Anregung, die von unseren in Lodz weilenden deutschen Gästen ausging, soll nun verwirklicht werden. Am Dienstag abend um sieben Uhr finden sich zum ersten Mal Herren und Damen der deutschen Gesellschaft im Lokale des Hilfsvereins für deutsche Reichsangehörige, Petrikauerstraße 243, zur privaten Unterhaltung zusammen.

Die Abende dürften dazu beitragen, die Herren der Militär- und Zivilbehörde in nähere Fühlung mit der Lodzer deutschen Gesellschaft zu bringen.

Besondere Einladung ergeht nicht; die Freunde und Leser unseres Blattes sind hierdurch freundlich eingeladen.

Deutsches Theater und deutsche Musik in Brüssel und in — Lodz.

Im „Belgischen Kurier" ist vor einiger Zeit darauf hingewiesen worden, daß in Brüssel die Bildungszentrale beim Generalgouverneur bemüht ist, das Brüsseler Leben durch die Einrichtung eines ständigen deutschen Theaters zu bereichern. Mit Genehmigung des Generalgouverneurs Freiherrn v. Bissing sind hervorragende künstlerische Fachkräfte nach Brüssel berufen worden. Die Ziele der Bildungszentrale gehen u. a. dahin, sowohl dem klassischen wie dem modernen volkstümlichen deutschen Schauspiel besondere Pflege zu widmen. Die Aufführungen sollen in Brüssel ihren Anfang nehmen und in allen größeren Städten Belgiens wiederholt werden.

Auch das musikalische Leben soll gestärkt werden Konzerte und Liederabende werden veranstaltet; gute Musik- und Gesangskünstler haben Gastreisen nach Brüssel zugesagt. —

In Polen besteht bisher keine derartige Bildungszentrale. Aber der neue Leiter unseres deutschen Theaters in Lodz, Herr Walter Wassermann, hat, nach seinen eigenen Mitteilungen, das Entgegenkommen der deutschen Behörden in Lodz gefunden und ist auch ermuntert worden, mit seinem Ensemble regelmäßig in — Warschau zu gastieren, wohin sich vor Ausbruch des Krieges ja nur selten ausübende deutsche Künstler verirrten.

Wir haben nun die Hoffnung und den Glauben, daß es Herrn Wassermann gelingen wird, aus unserem Lodzer deutschen Theater einen unversieglichen Quell der Bildung und Lebensbereicherung zu machen. In Lodz, dem Mittelpunkt des Deutschtums in Polen, ist eine Pflege des guten deutschen Schauspiels und Lustspiels von außerordentlicher Bedeutung, auch in Hinsicht auf die Masse der deutschfreundlichen Bevölkerung, die dem Deutschtum gewonnen werden kann.

---

achten! Ein festes geistiges Band sollte alle Deutschen der ganzen Welt umschließen, und jeder einzelne, wo er auch geboren sei oder wohne, sollte bestrebt sein, deutsch zu fühlen und deutsch zu denken, in dauernder geistiger Verbindung zu bleiben mit dem Kern des deutschen Volkes. Und das ist nicht schwer, denn der Bindemittel haben wir mehr denn jedes andere Volk der Welt! Gustav Hessen.

Der Eltern Vermächtnis.

Erzählung von G. Thüring, Lodz.

(3. Fortsetzung.)

Er war gerade im Begriff, einen Plan für seinen Feldzug zu entwerfen, als beide Flügel der Tür aufgerissen wurden und eine Anzahl erhitzter Herren ins Zimmer hereinstürmte. Das lebhafte Gebaren der Hinzugekommenen paßte so gar nicht in seinen ernsten Gedankengang, zu seinen tiefen Gefühlen —. Unwillig wandte er sich ab und ging in den Saal. Dort blieb er unwillkürlich an der Tür stehen und starrte auf das sich ihm darbietende Bild. Die Fächer der Damen waren in voller Bewegung. Erhitzt waren alle, die am Tanze teilgenommen hatten, aber während verschiedene ein Bild völliger Erschöpfung darboten, erschienen die anderen so munter, als hätten sie nicht einen Masur, sondern einen Contre danse oder Lancier hinter sich. — Ihm fiel die Antwort seines Tanzlehrers ein, die er vor einem Jahrzehnt auf seine Bemerkung hin erhielt, daß er den Masur nicht liebe, weil der Tanz zu sehr ermüde. — „Den Masur", sagte der Meister: „kann nur ein Pole richtig tanzen; diesen wird er nie ermüden." — Auch damals also hieß es, daß er kein echter Pole sei.

Er ballte die Fäuste ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, und als sein Blick auf die verlassenen Plätze derjenigen fiel, die er eben aufsuchen wollte, da wandte auch er sich dem Ausgange zu, verließ das Fest und eilte nach seinem eleganten, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestatteten, aber leider so einsamen Heime.

Walter Hardt mußte lange läuten und klopfen, ehe er Einlaß in seine Wohnung fand. Der Diener hatte seinen Herrn nicht so früh zurückerwartet und daher der Flasche etwas mehr als gewöhnlich zugesprochen. Jetzt aber war er munter, wenn auch keineswegs nüchtern. Er dienerte und stolperte vor seinem Herrn her, ihn immer wieder nach seinen Befehlen mit verschwommenen Lauten fragend. „Geh, schlafe aus", sagte Hardt erst ruhig, dann erregter. Als aber alles nicht fruchtete und der Diener zu beteuern anfing, daß er nicht betrunken sei, überhaupt keinen Schnaps in den Mund genommen habe, da faßte Hardt ihn beim Rockkragen, drängte ihn zum Zimmer hinaus und verschloß die Tür. Halblautes Schimpfen, das sich in Worten wie: psiakrew, Luther, Schwob u. s. w. kundgab, war die Antwort. Man hörte noch wankende, sich entfernende Schritte, das Zuschlagen der Tür zum Dienstzimmer, und dann war's ruhig.

An dergleichen Szenen war Hardt gewöhnt, und sie vermochten nicht mehr ihn aus der Ruhe zu bringen. Er hatte trotz alledem seinen Josef gern, denn der war eine treue Seele, was man von den Dienern seiner Bekannten, die ohne Ausnahme alle tranken, nicht gerade sagen konnte. Er war auch nicht faul und nahm den Vorteil seines Herrn überall wahr.

Aber auch Josef war mit seinem Herrn zufrieden. Er bekam guten Lohn, gut zu essen, oft auch ein Schnäpschen, das er nicht heimlich zu trinken brauchte, und er genoß eine sehr gute Behandlung. Wo war wohl unter seinen Kollegen einer, dem nicht alle Tage die verschiedensten Schimpfworte an den Kopf flogen; wo einer, der nicht zur Abwechselung einmal einen Backenstreich oder einen Peitschenhieb bekam? Er selbst hatte ja diese Wonnen seines Standes zur Genüge in seiner früheren Stellung im Hause des reichen Notars auszukosten gehabt. Seit fünf Jahren diente er nun einem Schwaben; noch nie aber hatte er sich über schlechte Behandlung zu beklagen. — So und ähnlich sang er das Lob seines Herrn, wenn ihn Bekannte über sein Ergehen befragten.

Walter Hardt war, nachdem der Diener sich beruhigt hatte, im Zimmer einige Male auf und ab gegangen und ließ sich dann in einem Lehnstuhl nieder. Den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, gab er sich Grübeleien hin.

Warum war sie heute nur so aufgebracht gewesen, als er sie mit „Hedzia" angesprochen hatte? Er hat das allerdings zum erstenmal gewagt; aber sie war ja nicht über seine Zutraulichkeit, sondern nur über die polnische Form des Namens aufgebracht gewesen. Bei Neumanns, seines Wissens nach ihrem einzigen Verkehr, wurde sie allgemein auch so genannt. Warum wollte sie diese Namensform gerade von ihm sich nicht gefallen lassen?

Vor fast einem halben Jahre sah er sie dort zum ersten Male. Ihr reines, ungekünsteltes Wesen, ihr klares, offenes Auge, ihre anmutigen und dabei so natürlichen Bewegungen, ihr wohlüberlegtes, verständiges Sprechen hatten es ihm gleich angetan. Nur verstand er die Beharrlichkeit nicht, mit der sie zu ihm und allen anderen Trägern deutscher Namen nur deutsch sprach; sie tat das selbst dann, wenn die sich mit ihr unterhaltende Person nur mangelhaft das Deutsche beherrschte. Daß sie das Polnische ausgezeichnet sprach, bewies der Umstand, daß sie mit Leuten, deren Namen auf rein polnische Herkunft hinwies, sich fließend und schön polnisch unterhielt. Wie oft hatte er doch solche Personen beneidet. Heute tat er das nicht mehr, denn hatte sie ihm doch heute selbst gesagt, daß sie einen Polen nie lieben könnte. — Einen Polen! War er denn wirklich keiner? Wohl keiner mit polnischem Namen. Was hat der Name aber dabei zu sagen? — Dieser Name! Wie oft war er ihm während der letzten Jahre unangenehm gewesen! Hier war er ihm höchst willkommen. Sein deutscher Name verschloß ihm ihr Herz nicht ganz, er öffnete ihm ein Türchen in dem Gitter, mit welchem sie das Herz zum Schutze gegen alles Polnische umgeben, und durch dieses Türchen würde er auch als Pole wohl hindurchzuschlüpfen wissen, und dann . . . .

„Hedzia, Hedzia, Du wirst vielleicht noch eine eifrigere Polin werden, als ich!"

Lachend, voller Siegeszuversicht, rief Hardt die letzten Worte laut aus, indem er den Zeigefinger seiner Rechten drohend erhob, als stände der Gegenstand all seiner Gedanken leibhaftig vor ihm. Und er sah sie im Geiste auch, al[illegible] nicht zürnend und aufgeregt, wie heute abend, sondern lie[illegible]

Außerdem aber wäre es lebhaft zu begrüßen, wenn es entweder dem Herrn Theaterleiter Wassermann oder sonst einem Freund unserer deutschen Kunst gelingen würde, unser musikalisches Leben durch die regelmäßige Veranstaltung von Konzerten und Liederabenden zu heben, hervorragende Musik- und Gesangskräfte, wenn nicht dauernd an Lodz zu fesseln, so doch zu Besuchen zu „verleiten“. Das Wohlwollen der Behörden dürfte auch dahingehenden Bemühungen sicher sein. Das beweist die Veranstaltung der letzten Wohltätigkeitskonzerte unter dem Protektorate des Herrn Ortskommandanten, des Herrn Polizeipräsidenten und des Herrn Oberbürgermeisters. Auch das Interesse ist da; der Besuch dieser Konzerte war, nicht nur der Wohltätigkeit wegen, ein sehr guter. Selbst aber wenn ein Teil des Lodzer Publikums (das jahrelang mit Operettenmusik gefüttert worden ist) gute Musik nicht voll zu würdigen wüßte, müßte er dazu erzogen werden. Auswärtige Künstler dürften unter günstigen Bedingungen zu Gastreisen nach Lodz und nach Warschau zu bewegen sein.

Mit oder ohne Bildungszentrale: das Deutschtum in Polen, das Deutschtum in Lodz soll hinter dem an Zahl weit kleineren Deutschtum in Belgien nicht zurückstehen!

Kleine Notizen.

Das Polizeiamt wurde vom Siemensschen Hause, Petrikauerstraße 96, nach dem früheren Reichsbankgebäude, Promenade 14, Ecke Benediktstraße übertragen.

Die Gesundheitsdeputation hat ihr Büro nach dem Hause Nikolajewskastraße Nr. 35 übertragen. Es befindet sich in den Räumen des ehemaligen Friedensrichter-Plenums.

Bei der Armendeputation wurde eine Abteilung zur Beaufsichtigung der billigen Küchen gebildet. Es wurde beschlossen unentgeltliche Mittage nur in besonderen Ausnahmefällen zu verabfolgen. Es sollen kräftigere Mittage verabfolgt werden. Der Selbstkostenpreis eines Mittags soll 6 Kop. betragen, während der Konsument nur 3 Kop. zu zahlen haben wird. Das Defizit wird durch die Armendeputation gedeckt werden. Die billigen Küchen der verschiedenen Vereine werden bestehen bleiben, doch werden sie nur dann unterstützt, wenn sie sich der Kontrolle dieser Küchenkommission unterstellen. Zu diesem Zwecke soll eine Reihe bezahlter Kontrolleure eingestellt weden.

Die Frauenabteilung, die unter dem Namen Damensektion beim ehemaligen Bürgerkomitee bestand, hat im Anschluß an die Armendeputation ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. Nun ist bei der erwähnten Abteilung, die sich früher nur der christlichen ärmeren Bevölkerung annahm, eine spezielle Abteilung für jüdische arme Kranke geschaffen worden. Zur Leiterin der neugeschaffenen Abteilung wurde Frau Bielschowska berufen.

Zur Entgegennahme mündlicher Anträge bei dem Referenten des Polizeipräsidiums für Schulangelegenheiten, Herrn Schulrat Sakobielski, sind Sprechstunden eingerichtet und zwar an Wochentagen von 12—1 Uhr und von 4—6 Uhr.

Arbeitslose können Beschäftigung beim fiskalischen Straßenbau in Polen erhalten. Die Beschäftigung wird längere Zeit dauern. Meldungen werden im Arbeitsamt Petrikauerstraße 108 entgegengenommen.

Die Aktiengesellschaft der Baumwollmanufaktur von Karl Scheibler hat bekannt gegeben, daß die bisherigen wöchentlichen Unterstützungen vom 1. Oktober ab nur an die Meister und Arbeiter zur Zahlung kommen, die nicht weniger als fünfzehn Jahre in den Fabriken der Aktiengesellschaft tätig waren.

Ein Bild des Lebens und Schaffens unseres am Freitag morgen plötzlich verstorbenen Mitbürgers Leoopold Zoner bringen wir in unserer nächsten Nummer.

Die Webschule. Seit dem Jahre 1909 besteht in Lodz die Privatwebschule von Joseph Rönsch und Söhne. Trotz ihrer fraglosen Daseinsberechtigung und Notwendigkeit, trotz des Segens, den sie, die einzige christliche Webschule, bewirken kann, kämpft sie seit jener Zeit um ihre Existenz. Vor längerer Zeit haben einige wohlwollende Textilindustrielle sich für die Schule ins Zeug gelegt, hat die Lodzer Webermeisterinnung tätige Hilfe in Aussicht gestellt, aber es geschah nichts Grundlegendes. Die Schule erhielt sich unter Schwierigkeiten und hatte durchschnittlich ihre zwanzig Schüler, die für die dort gesammelten Erfahrungen dankbar sind. Nun aber hat die Schule keine Schüler. Man weiß noch nicht, wie es nach dem Kriege um die Lodzer Textilindustrie bestellt sein wird, wie es aber auch sein wird, theoretisch gut durchgebildete Arbeiter und Meister werden auch dann nötig sein, umsomehr, als die Abwanderung tüchtiger Meister und Arbeiter anhält. Die Schule könnte vielleicht gerade jetzt für den Nachwuchs fähiger Kräfte sorgen, wenn die Herren Fabrikanten ihr die Möglichkeit verschaffen würden, den Unterricht aufzunehmen. Es würde sich da in erster Linie um Zuweisung von Schülern und um verhältnismäßig kleine Hilfssummen handeln, welche die Fabrikanten, die Interesse an gut herangebildeten Fachkräften haben, aufzubringen hätten. — Für späterhin besteht ja die Möglichkeit, daß die Schulbehörde Fachschulen nach deutschem Muster für die einzelnen Berufe errichten wird, bis es aber so weit ist, sollte die Webschule erhalten bleiben. Wir empfehlen die paar Zeilen besonderer Beachtung.

Wünsche an die Stadtverwaltung.

(Mehrfachen Wünschen entgegenkommend, haben wir diese Rubrik eingerichtet, in der Stimmen aus dem Publikum und Wünsche unserer Mitbürger veröffentlicht werden sollen.)

Hindenburg-Park — nicht Poniatowski-Park!

Pfeiffer-Straße — nicht Fajfra-Straße!

In der letzten Nummer der „Deutschen Post“ las ich, daß ein Stadtverordneter in der Stadtverordnetenversammlung die Frage stellte, seit wann der Park an der Panska-Straße „Poniatowski-Park“ heiße. Mit dem Stadtverordneten haben auch viele Lodzer in den letzten Monaten um Auskunft über die Namengebung ersucht. Es hieß, daß die sonst wenig regsame Garten-Sektion des Bürgerkomitees eigenmächtig dem Park den Namen gegeben habe. — Den polnischen Volkshelden Poniatowski, dessen tragisches Schicksal jedem nahe gehen wird, in Ehren! Aber welche Beziehungen lagen zwischen ihm und Lodz vor? — Seit Monaten wird von Lodzer Bürgern der Wunsch geäußert, den neuen Park nach dem großen Feldherrn des deutschen Ostheeres zu nennen. Und wenn man sich daran erinnert, daß alles, was Lodz in diesem Jahre Gutes bekam, so die langersehnte städtische Selbstverwaltung, der Unterricht in der Muttersprache u. a. von Hindenburg kommt, so wird sich wohl kein Lodzer finden, der nicht die von vielen gewünschte Benennung „Hindenburg-Park“ wäre.

Nicht nur mir, auch vielen anderen hiesigen Deutschen fällt die polnische Schreibweise der Straßen in amtlichen Bekanntmachungen und Schriftstücken auf. So lesen wir: „Milscha-Straße“ — und es soll doch Milsch-Straße (nach dem bekannten deutschen Unternehmer Milsch) heißen. Oder wir finden „Fajfra-Straße“ — und es handelt sich um eine richtiggehende Pfeiffer-Straße (nach einem Hausbesitzer in Baluty)! Auch dürfte sich nach sprachlichem Gesichtspunkt kaum rechtfertigen „Benedykta-Straße“ für Benedikt-Straße zu schreiben. Nun da neue Straßenschilder angefertigt werden, dürfte es für unsere Stadtverwaltung, in der doch ortskundige Herren sitzen, an der Zeit sein, die Straßen-Rechtschreibung zu prüfen.

Und bei dieser Gelegenheit möchte ich auch den Wunsch von Hunderten nach Beseitigung der nichtssagenden Straßen- und Plätzenamen und Berücksichtigung der Namen hervorragender Bürger bei der Taufe von Straßen wiederholen. Den „Hohen Ring“ nannten wir früher „Geyers Ring“ — und der „Wasser-Ring“ heißt im Volksmunde „Scheiblers Ring. Kann es nicht dabei bleiben?

Einer für viele.

Vermischtes.

Rußlands Kampf gegen die „deutsche Gewaltherrschaft“ in Balten. Die Nummer der „Rigaschen Zeitung“ vom 26. August 1915 enthielt selbstverständlich ohne jede Glosse der Schriftleitung folgende Meldung: „Zum Vorsitzenden der Kommission zum Kampf mit der deutschen Gewaltherrschaft ist Skoropadski gewählt worden, zu seinem Gehilfen Mansyrew, zum Sekretär Jewsejew. Die Kommission hat 4 Subkommissionen gewählt: die erste zum Kampf mit der deutschen Gewaltherrschaft in Balten, die zweite zum Kampf mit der Gewaltherrschaft auf agrarem Gebiet, die dritte zum Kampf mit der Gewaltherrschaft auf handelsindustriellem Gebiet und die vierte Subkommission zur Prüfung des in der Kommission einlaufenden Materials.“ Wir nehmen von dieser Meldung nur ihres Kuriositätswertes wegen Notiz. Der Gang der Ereignisse berechtigt zur Hoffnung, daß es dieser Kommission kaum noch beschieden sein dürfte, in Balten nennenswerten Schaden anzurichten.

Von der Zeitung für russische Kriegsgefangene. Als Seitenstück zur „Gasette des Ardennes“, die in geschickter und erfolgreicher Weise im Westen als Wahrheitskünder wirkt, haben wir nunmehr auch für den Osten ein der gleichen Aufgabe dienendes Blatt in russischer Sprache — die in Berlin zweimal wöchentlich erscheinenden „Русскiя Извѣстiя“ („Russische Nachrichten“). In rein sachlicher Weise dient auch dieses Blatt der Aufklärung über den wirklichen Stand der Dinge, darüber hinaus aber der Weiterbildung seiner zumeist ungemein bildungshungrigen Leser auf allen Gebieten des Wissens vornehmlich der Landwirtschaft und der Industrie. Die Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland, denen wir diese Nachricht entnehmen, bedauern nur, daß der Sprache des trefflich geleiteten Blattes das für überwiegende Mehrheit der Leser in den Kriegsgefangenenlager n unbedingt erforderliche Gepräge der Volkstümlichkeit fehlt. Diesem Mangel könnte durch Hinzuziehung einer vollkommene Beherrschung des Russischen mit seinem Sprachgefühl vereinenden Kraft, eigens zur Nachprüfung der einzelnen Aufsätze, Anzeigen und Mitteilungen auf die Sprache hin, leicht abgeholfen werden. Der Erfolg des Blattes, der sich bereits jetzt in dem regen und großen Interesse bietenden Briefwechsel der kriegsgefangenen Leser mit der Schriftleitung zeigt, wird dann ins Riesenhafte wachsen. Ein solcher Erfolg muß den „Russischen Nachrichten“ aber auch ehrlich gewünscht werden. Das Blatt leistet wahre Kulturarbeit zu Nutz und Frommen der Leser, zum Wohle des kommenden neuen Rußlands und damit auch zu Nutz und Frommen Deutschlands. Für die vornehme Sachlichkeit des trefflichen Blattes nur ein Beispiel: An erster Stelle steht in jeder Nummer im vollen Wortlaut der amtlichen Bericht des — russischen Generalstabes!

Briefkasten.

P. Z. — Die Satzungen der neuen Einkaufs- und Verbrauchs-Genossenschaft sind noch nicht bestätigt. — Weiteres wird zur gegebenen Zeit öffentlich mitgeteilt.

---

voll, milde schaltend und waltend in seinem Heime und ihm süß zulächelnd.

Rasch begab Hardt sich zur Ruhe, denn er fürchtete, das liebliche Bild könne vor einem weniger erfreulichen, ergötzlichen nur allzubald weichen. Tiefe Atemzüge kündeten bald an, daß auch bei ihm die Jugend ihr Recht gefordert hatte.

* * *

Als Hedwig mit Schwester und Schwager nach Hause gekommen war, begab sie sich sofort auf ihr Zimmer, denn ihr Herz verlangte nach Ruhe, nach Einsamkeit. Sie legte sich gleich nieder; der ersehnte Schlaf wollte jedoch nicht kommen. Jetzt da sie allein war, stürmten allerlei Gefühle und Gedanken auf sie ein; sie wehrte sich dagegen und konnte sich ihrer doch nicht erwehren.

Das also war der, den sie geliebt, verehrt, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt hat! Wie war diese Täuschung möglich? Nein, es war ja nur eine Enttäuschung, weil sie der Phantasie zu viel Raum gegeben hatte. An ihm lag die Schuld nicht, er hatte ja nie versucht, sie zu täuschen. Und doch war er nicht stets anders, als die andern, die Polen? Mit plumper, süßlicher Schmeichelei kam er ihr nicht, wohl aber in ruhiger, werbender Liebe. Die andern erschienen ihr immer unnatürlich, gekünstelt in ihrem Benehmen, er dagegen aufrichtig, natürlich, mannhaft, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle. Und nun heute diese Worte aus seinem Munde: „Ich bin ein besserer Pole!“ Sie hatte ihren Ohren nicht getraut und möchte so gern auch jetzt noch an eine Sinnestäuschung glauben. Warum mußte der Zufall sie auch an den Nebentisch treiben, so daß sie jede seiner Aeußerungen hörte, hören mußte. Gleich spitzen Nadeln drangen sie ihr ins Herz; sie wollte sich beherrschen und ruhig das Gespräch mit den Eltern ihrer Freundin weiter führen; wie jämmerlich war ihr das gelungen!

Und dann die Unterredung mit ihm! Sie war heftig geworden, sehr heftig, aber nicht unüberlegt, und anders hätte sie ihm nicht antworten können, würde sie ihm auch jetzt nicht antworten.

Er wollte den Verkehr mit ihr brechen, will ihn sogar noch reger gestalten. Wird das aber nicht ihm und ihr nur noch mehr Pein verursachen? Sie würde deutsch bleiben, und wenn ihr das Herz darüber brechen sollte, denn nur als Deutsche könne sie Glück und Frieden finden und wieder beglücken. Wird er aber den Weg zum Deutschtum, zu seiner ureigensten Natur zurückfinden, nachdem er so weit vom Wege abgeirrt war? Er, ein verschworner Feind alles Deutschen, war das möglich? Oh, warum mußte sie in diesem fremden Lande geboren, unter dem ihrem ganzen Wesen so fremden Volke auferzogen sein, warum waren ihr die Flügel so beschnitten, daß sie ausharren mußte unter diesen mißlichen Verhältnissen! Und doch wollte sie nicht tauschen mit den andern Mädchen aus deutschen Häusern, denen das Leben hier so sehr behagte, die selbst aufgingen im Polentum.

„Nein, das, was ich bin, will ich ganz sein, und sollte ich auch meine Liebe opfern müssen!“ flüsterte sie mit leiser, aber fester Stimme vor sich hin. Und der feste Entschluß gab ihr die innere Ruhe wieder. Ruhiger dachte sie nun des Geliebten und seines bevorstehenden Besuches. — Dann täuschte sie sich von Walter den eingebildeten Polen weg und sah in ihm den nackensteifen, kernigen Deutschen so wie er in ihrer Phantasie, in ihrem Herzen lebte, und mit einem milden Lächeln im Antlitz schlief sie ein.

* * *

Schon am nächsten Sonntag gegen Mittag befand sich Walter Hardt auf dem Wege zu Direktor Unger, dessen Wohnung sich in der Nähe seiner Arbeitsstätte, eines großen Werkes in einem entlegenen Stadtteile, befand. Da es ein schöner, sonniger Oktobertag war, so legte Hardt den Weg zu Fuß zurück; er konnte sich auf diese Weise besser zu seinem Vorhaben vorbereiten. Als er aber vor der Tür der Wohnung stand, in der er Hedwig wußte, da klopfte ihm doch das Herz unruhig. Ihm kam plötzlich der Gedanke, daß Hedwig ihren Schwager unterrichtet haben könne, und daß dieser sich ihm gegenüber daher vielleicht kühl und ablehnend verhalten werde. In der Verwirrung sprach er den ihm öffnenden Diener deutsch an. Im tadellosen Deutsch wurde ihm der Bescheid, daß der Herr Direktor zu Hause sei.

Im nächsten Augenblick stand der Hausher vor ihm, hieß ihn herzlich willkommen und nötigte ihn ins gute Zimmer. Freundlich und voller anfrichtiger Herzlichkeit plauderte Herr Unger mit seinem Gaste. Zunächst entschuldigte er die Damen, die im Haushalte beschäftigt seien. Dann rühmte er die Züchtigkeit seiner Frau und den Fleiß seiner Schwägerin, die es sich nie nehmen lasse, ihrer Schwester in jeder Weise beizustehen.

Es lag eine Offenheit und Wärme im Wesen dieses Mannes, die Walter Hardt außerordentlich wohltat, obwohl ihm diese Art völlig fremd war. Hatte man ihm doch stets gesagt, daß die Deutschen nicht gastfreundlich und Fremden gegenüber sogar verletzend kühl seien. Wenn das den Tatsachen entspräche, so müßte Herr Unger zum mindesten eine Ausnahme bilden. Das war bei dem streng deutschen Gesinnung und dem durch und durch deutschen Wesen dieses Mannes nicht anzunehmen.

Beinahe wäre nun in Hardt ein versöhnlicheres Gefühl für deutsches Wesen aufgestiegen, wenn sein Blick nicht zufällig auf ein Bildnis Bismarcks gefallen wäre. Er fürchtete es mit großen Augen an.

Dem Direktor fiel der Blick seines Gastes auf; es schien allerdings nicht zu merken, daß sich dessen Brauen zusammenzogen und daß flammender Haß aus den Augen sprühte, denn er stand auf, wies nach dem Bilde und sprach mit Begeisterung: „Ein herrlicher Stich, nicht wahr? Ja, Lenbach verstand es, nicht nur die Züge, sondern auch das Wesen unseres Helden festzuhalten. Welch hohen Wert hat doch solch ein Bildnis gerade für uns, die wir in der Fremde wohnen, unter Leuten leben, die unserem Wesen, unserer Natur so fremd sind. Was hat dieser herrliche Mann für uns doch alles getan! Was verdanken wir ihm alles! Und da, sehen Sie,“ er wies nach der gegenüberliegenden Wand: „da sind die Bildnisse zweier Männer, auf die wir nicht minder stolz sein können: Schiller, Goethe; die Namen allein schon lassen unser Herz höher schlagen. — Sie lieben sich vielleicht für meine Bücherei interessieren? Wollen Sie mir, bitte, nach meinem Arbeitszimmer folgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber und Schriftleiter Adolf Eichler. — Gedruckt von L. Drewing. Beide in Lodz.